

Schüchterne Kinder : von welchem Alter an kann man sie erkennen?

Autor(en): **Pulver, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **63 (1958-1959)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schüchterne Kinder

Von welchem Alter an kann man sie erkennen?

Von Urs Pulver

Die eine oder andere Lehrerin wird sich gelegentlich gefragt haben, woher die Unterschiede zwischen schüchternen und «kühnen» Kindern kommen. Sie hat sich vielleicht auch gewünscht: «Wenn ich dieses schüchterne Kind nur früher hätte sehen können, vielleicht schon als Säugling! War es wohl auch schon so ängstlich und zurückhaltend?» Deshalb dürfte es interessieren, von einer Untersuchung am Psychologischen Institut der Universität Bern zu vernehmen, bei der es möglich ist, dieser Frage etwas nachzugehen.

Schon vor fast einem Jahrzehnt hat nämlich Dr. Richard Meili, Professor für Psychologie in Bern, eine sogenannte «Längsschnittuntersuchung» an einer Gruppe von Kindern begonnen, also genau jene Art psychologischer Forschung, die es erlaubt, Fragen wie die hier aufgetauchte zu beantworten. Gewöhnlich wenn die Psychologen feststellen wollen, wie Kinder sich in dieser oder jener Hinsicht entwickeln, gehen sie ja in Krippen, Kindergärten und Schulen, nehmen von jeder Altersstufe eine größere oder kleinere Gruppe von Kindern heraus und prüfen sie auf das Gesuchte hin. Sie machen – gleich hintereinander – durch verschiedene Lebensalter einen «Querschnitt» und können so in kürzester Zeit «allgemeine Gesetze» der kindlichen Entwicklung herausfinden. (Allgemeine Gesetze lassen sich ja immer nur an größeren Gruppen ablesen.) Bei diesem Vorgehen vernimmt man jedoch nie, wie die Entwicklung im einzelnen, konkreten Fall vor sich gegangen ist. «Längsschnittuntersuchung» dagegen nennt sich in der Kinderpsychologie ein Unternehmen, das gerade die konkreten Entwicklungsabläufe verfolgt, bei dem also eine größere Anzahl von Kindern über lange Zeitspannen hinweg immer wieder untersucht wird, damit sich herausstelle, was im Laufe der Jahre aus jedem einzelnen geworden ist. Solche Untersuchungen setzen natürlich zweierlei voraus – nämlich Geduld und Geld. Man muß warten können, bis die Kinder heranwachsen, und muß sich gedulden mit dem Gewinnen von Resultaten. Es braucht aber auch finanzielle Mittel, damit stets jemand sich der fachkundigen Fortführung der Untersuchung widmen kann. Unsere Berner Untersuchung hat das Glück gehabt, seit Jahren die verständnisvolle Unterstützung der Berner Hochschulstiftung und des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung zu genießen; und deshalb sind wir nun so weit, daß wir eine erste Ernte einbringen können.

Die Berner Kinder sind vom ersten Lebensjahr an regelmäßig beobachtet worden, einige schon von Geburt an. Allmählich ist die Versuchsgruppe auf 26 Säuglinge angewachsen, von denen die elf ältesten nun schon zu Schülern der zweiten Klasse herangewachsen sind. Ziel dieser Untersuchung war von Anfang an das Studium der allgemeinen Charakterentwicklung. Bald haben sich aber ganz bestimmte Fragen in den Vordergrund geschoben. So haben wir entdeckt, daß es schon im ersten Lebensjahr einen deutlichen Unterschied zwischen «ängstlichen» und weniger ängstlichen Säuglingen gibt. Schon wenn man Kindern von drei bis vier Monaten einen einfachen Gegenstand zeigt (einen Würfel, einen Ring, oder am besten einen dunklen Ball), so fällt einem auf, daß manche eher kritisch und zurückhaltend, ja fast ein bißchen «verängstigt» daraufblicken. Sie bewegen sich gar nicht mehr oder werden ausgesprochen unruhig, und im schlimmsten Fall fangen sie, «aus heiterem Himmel»

gleichsam, zu weinen an. Andere dagegen bleiben gleichmütig oder vergnügt, schlagen fröhlich mit den Armen oder machen mit den Händen erste Annäherungsversuche, und manchmal lachen sie den Gegenstand sogar an. Dieser Unterschied läßt sich mit großer Sicherheit nachweisen: wir haben die Reaktionen gefilmt, und die Betrachter der Filme waren sich – ohne gegenseitig ihre Ansichten zu kennen – ganz einig darüber, welche Kinder «gestört» und welche «gelöst» reagierten.

Dabei hat sich aber auch herausgestellt, daß das Filmen selber als einer der aufschlußreichsten charakterologischen Versuche an Säuglingen benutzt werden kann. Es fiel uns nämlich auf, daß einige der Kinder während des ersten Lebensjahres durch die Filmaufnahme – sie geschah übrigens immer beim Kind zu Hause – stets etwas aus dem Geleise geworfen wurden. Sie blickten wieder und wieder zur Kamera hin, meist mit ängstlichem Gesichtsausdruck, oft so viel und so lange, daß sie auf gar kein Spiel mehr eingingen. Was sie am Aufnahmeapparat so sehr beunruhigt hat, wollen wir hier nicht untersuchen; es ist auch noch keineswegs klar. Wir nannten diese Kinder die «störbaren». Andere dagegen pflegten nur kurz und neugierig zum Apparat zu schauen, wenn sein Motor zu surren begann, wandten sich dann aber vergnügt wieder ab und spielten weiter. Es zeigte sich, daß es meist die gleichen Kinder waren, die vor dem Apparat «scheuten», und daß es sich zur Hauptsache auch um jene handelte, die mit drei und vier Monaten den Gegenstand so zurückhaltend betrachtet hatten.

Es scheint also «störbare» Säuglinge zu geben, Kinder, die schon im ersten Lebensjahr Schwierigkeiten haben, mit unbekanntem Lagen und Reizen zurechtzukommen. Sie brauchen eine große Anlaufzeit, um mit etwas Neuem bekannt zu werden. Und daneben gibt es Gelöste und «Ungehemmte». Es ist uns schließlich auch leicht gefallen, den «Grad» der Störbarkeit zu messen, nämlich durch eine Punktbewertung der einzelnen Reaktionen auf den Filmapparat und einfache Addition dieser Punktwerte.

Inzwischen sind also die ältesten dieser Kinder achtjährig geworden, und wir hatten mehrfach Gelegenheit, sie wieder zu sehen, zu beobachten und zu untersuchen, natürlich auch auf ihre «Ängstlichkeit» und auf ihr Verhalten in neuen Situationen. Dabei hat sich gezeigt – und zwar deutlicher, als wir erwarteten –, daß die Kinder sich noch in der gleichen Weise unterscheiden, wie sie dies als Säuglinge taten. Die Übereinstimmung ist so auffallend, daß wir der daran interessierten Lehrerschaft gerne die vorläufigen Ergebnisse mitteilen möchten, obgleich es sich erst um elf Kinder handelt. Sechs von ihnen waren als Säuglinge «gelöst» und die andern fünf «störbar». Wir haben also die elf «Versuchskinder» nach ihrer Störbarkeit im ersten Lebensjahr in zwei Gruppen geteilt, und zum Vergleich werden wir das nun jeweils auch bei den späteren Beobachtungen tun.

Ideal wäre die Übereinstimmung zwischen den beiden Gruppierungen natürlich dann, wenn auch später immer die sechs ehemals «Gelösten» zur Gruppe der «Ungehemmten» gehören würden und die fünf ehemals «Gestörten» zu jener der «Schüchternen». Solch eine ideale Übereinstimmung besteht auch tatsächlich zwischen Störbarkeit im ersten Lebensjahr und einem einzelnen der später beobachteten Züge, nämlich der Schweigsamkeit. Nach Aussagen der Kindergärtnerinnen haben alle seinerzeit «Gelösten» mit sechs Jahren im Kindergarten viel und gerne erzählt, alle seinerzeit «Gestörten» dagegen waren eher schweigsam. (Allerdings besuchten nur neun einen Kindergarten.) Auch bei einer gründlichen Beobachtung der gleichen Kinder mit acht Jahren in unserem Institut wurden die sechs ehemals Gelösten von

drei unabhängig beurteilenden Beobachtern übereinstimmend als «gesprächig» und die fünf anderen als wenig beredsam eingeschätzt. Dies ist aber die einzige perfekte Übereinstimmung. Sonst gibt es immer eine oder zwei Ausnahmen, die bei dieser oder jener Neugruppierung das «Vorzeichen» wechseln, zum Beispiel früher gelöst waren und nun schüchtern erscheinen oder umgekehrt. Damit muß man natürlich rechnen: so einfach und regulär ist der menschliche Charakter denn doch nicht, daß man keine Überraschungen erleben könnte. Für uns stellt sich nur die Frage, wie manche «Ausnahme» bei einer so kleinen Versuchsgruppe noch tragbar ist, wenn man wissenschaftliche Aussagen machen will (mit andern Worten, wieviele Ausnahmen die Regel «bestätigen» und noch nicht umstürzen).

Um das festzustellen, bedient man sich heute eines besonderen statistischen Verfahrens. Man rechnet nämlich aus, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß ein bestimmter Grad von Übereinstimmung durch bloßen Zufall hervorgebracht werden könnte. Ist diese Chance 1:20 oder geringer, so hält man die Übereinstimmung für statistisch gesichert. Doch selbst eine Wahrscheinlichkeit von 1:7 ist ja noch recht gering, und wir werden auch Ergebnisse mitteilen, die nur auf diesem bescheidenen Niveau gesichert sind. Damit man sie hingegen von den wirklich «gesicherten» Resultaten unterscheidet, werden wir diese letzten mit Sternchen (*) kennzeichnen.

Als unsere Kinder drei bis vier Jahre alt waren, hat Frau Dr. Agnes Wild-Missong eine eingehende psychologische Untersuchung an ihnen vorgenommen. Das frühere Material war zu jenem Zeitpunkt noch kaum ausgewertet, die Gruppierung der Kinder nach «Störbarkeit» im ersten Lebensjahr der Versuchsleiterin also keineswegs bekannt. Frau Dr. Wild hat aber ziemlich genau die gleiche Gruppierung erhalten, wenn sie die elf Kinder nach ihrer üblichen Körperhaltung* und Bewegungsweise* unterschieden hat. Die ehemals Gelösten fielen ihr auf durch «gelöste» Körperhaltung und flüssige Bewegungen, die ehemals Störbaren durch gespannte Haltung und Eckigkeit der Bewegungen. Weiter zeigte sich, daß alle seinerzeit «störbaren» Kinder sich vor fremden Räumen ängstigten (nach Aussagen der Mutter wie auch nach eigenen Beobachtungen), die andern nicht*.

Zwei bis drei Jahre später, als neun der elf Kinder einen Kindergarten besuchten (natürlich jedes einen andern), überreichte Frau Wild den betreffenden Kindergärtnerinnen einen Fragebogen mit 21 Fragen, mit der Bitte, ihn für unsere Schützlinge auszufüllen. Jede der Fragen, wie etwa: «Ist seine dominierende Stimmung traurig oder heiter?», konnte positiv oder negativ beantwortet werden. Natürlich bestand eine große Tendenz, die Fragen «positiv», d. h. für das Kind möglichst günstig zu beantworten; denn glücklicherweise sind ja Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen gewillt, bei jedem Kind seine besten Möglichkeiten herauszuspüren. Für uns aber wurde es darum schwierig, die gesuchten Unterschiede aus den Angaben herauszubekommen. Wir kamen überhaupt nur dann zum Ziel, wenn wir bei jeder Frage die Kinder einteilten in solche, über die die Kindergärtnerinnen ausschließlich «Gutes» zu berichten wußten («heiter und fröhlich»), und solche, bei denen Einschränkungen gemacht wurden (selbst so bescheidene wie «ziemlich heiter»). Auch dann noch mußten sieben Fragen ausgeschieden werden, weil nur zwei oder noch weniger Kinder in die «ungünstige» Gruppe fielen. Nach der Mehrzahl der verbleibenden Fragen aber (neun von vierzehn) ließen sich die Kinder ungefähr in die alten Gruppen aus dem ersten Lebensjahr einteilen. Es zeigte sich, daß Kinder, die im ersten Lebensjahr ungehemmt und gelöst waren, im Kindergarten viel und gerne erzählen*; daß sie heiter und fröhlich*, keinen Stimmungen unterworfen*,

selbstsicher* und von der Hilfe Erwachsener unabhängig* sind. Sie sind verträglich*, freunden sich rasch mit andern an und sind zu diesen nie grausam. Außerdem – aber das ist nun statistisch sehr ungesichert (1:5) – scheinen sie Interesse zu zeigen für alles, was um sie her vorgeht, sie scheinen Gruppenarbeit einsamen Beschäftigungen vorzuziehen und gar nicht egoistisch zu sein, sondern spontan auch an andere zu denken. Das alles ist bei den ehemals Störbaren durch einschränkende Antworten in Frage gestellt.

Die Aussagen der Kindergärtnerinnen über die Unterschiede im sozialen Verhalten wurden im großen und ganzen durch unsere eigenen Beobachtungen bestätigt. Wir nahmen die Kinder, die sich gegenseitig ja nicht kannten, gruppenweise im Institut zu einem Spielnachmittag zusammen, wobei sie – durch ein Beobachtungsfenster – von Psychologiestudenten genau beobachtet wurden. Jeder Student gab über das ihm zugewiesene Kind nebst einem Protokoll eine kurze Gesamtcharakteristik ab, und hier wurden nun bei den meisten der «Gelösten» Selbstsicherheit, Ungehemmtheit, leichte Kontaktbildung und/oder dirigierendes, kritisierendes oder korrigierendes Verhalten den andern gegenüber vermerkt (mit zwei Ausnahmen), während bei allen «Störbaren» stets von Gehemtheit, Verlegenheit, «Sich-unfrei-fühlen» und/oder Isolierung die Rede war.

Schließlich haben wir die Kinder auch als Erstkläßler wiedergesehen, und zwar bestellten wir sie einzeln ins Institut für eine zweistündige Spielsitzung, deren erster Teil ganz darauf ausgerichtet war, die Unterschiede in der «Störbarkeit» experimentell zu überprüfen. Der Versuch baute auf dem Umstand auf, daß die Kinder mich noch gar nie gesehen hatten, während sie Frau Dr. Wild schon gut kannten. Unsere Erstkläßler sollten nämlich durch einen unerwarteten Personenwechsel verblüfft und je nach ihrer Störbarkeit aus der Bahn geworfen werden. Frau Wild nahm sie zunächst von der Mutter in Empfang und führte sie zu einem bescheidenen Imbiß, um sie «anzuwärmen». Dann stellte sie ihnen ein paar Fragen über Schulweg, Schule und bevorzugte Beschäftigung und spielte zehn Minuten lang mit ihnen «Verkäuferlis». Und nun trat plötzlich ich ins Versuchszimmer und Frau Wild ging hinaus. Ich stellte meinerseits eine Reihe von Fragen und setzte dann für zehn Minuten das Verkaufsspiel fort. Um einen ganz genauen Vergleich zwischen den Reaktionsweisen der verschiedenen Kinder anstellen zu können, wandten wir große Mittel an: die beiden Befragungen wurden auf Tonband aufgenommen – so daß die zwischen Frage und Antwort verstreichende Zeit sowie die Länge der einzelnen Antworten nach Wortzahl und Zeitdauer nachher exakt bestimmt werden konnten –; das Verkaufsspiel wurde genau protokolliert – die bis zum ersten Kauf ablaufende sowie die insgesamt beim Kaufen zugebrachte Zeit mit Stoppuhr gemessen, die Anzahl der Käufe und die Zahl der gekauften Gegenstände gezählt –; und drei Personen (die beiden Versuchsleiter und ein weiterer Beobachter, zwei davon hinter dem Beobachtungsfenster) hielten ihre Eindrücke über Lebhaftigkeit und Bewegungsfreiheit des Kindes, seine Gesprächigkeit, sein Vergnügen, sein Interesse für Versuchsleiter und Spiel in den beiden Versuchsphasen fest.

Auch in diesem Experiment ließ sich eindeutig ein Zusammenhang mit der Störbarkeit im ersten Lebensjahr feststellen – aber über seine Natur hatten wir uns gründlich getäuscht. Wir hatten fest damit gerechnet, daß – wenn überhaupt eine Übereinstimmung mit dem früheren Verhalten bestand – die «störbaren» Kinder bei der Befragung durch den unbekanntem Versuchsleiter knapper Auskunft geben und langsamer reden, beim Spiel mit ihm seltener, weniger, kürzer und vor allem

weniger rasch einkaufen würden, ja daß sie bei ihm überhaupt in jeder Hinsicht zurückhaltender, abwartender und vorsichtiger erscheinen müßten. Genau das Gegenteil stellte sich heraus: es waren fast durchwegs die ehemals Gelösten, die bei mir weniger antworteten* (freilich schneller redeten*), die mit dem Kaufen länger zögerten*, weniger Dinge erstanden, seltener an den Verkaufstisch kamen und dort kürzer verweilten und die – nach übereinstimmender Aussage der verschiedenen Beobachter – im allgemeinen den gedämpfteren Eindruck* machten als vorher bei der ihnen wohlbekannten Frau Wild. Dies konnte dank all der aufgewendeten Mittel in wunderbar exakten Zahlen, in Summen, Produkten und Quotienten aus Sekunden, Worten und Kaufobjekten nachgewiesen werden, wiederum mit genügender statistischer «Gesicherheit».

Was sollten wir denn dazu sagen? Die Erklärung war gar nicht so schwierig zu finden. Es war nämlich so, daß die ehemals Gelösten bei Frau Wild mehr gesagt und gekauft hatten als die ehemals Gestörten. Die «Gestörten» sagten und kauften eben bei beiden Versuchsleitern ungefähr gleichviel, nämlich recht wenig, sie redeten auch gleich wenig und langsam, zögerten gleich lange, bevor sie antworteten und kauften – es schien ihnen wenig auszumachen, wie bekannt oder unbekannt ihr Gegenüber war; vielmehr war ihnen die Situation als Ganzes peinlich und belastend, und nur die allmähliche Angewöhnung konnte ihnen etwas weiterhelfen; sie war weiter fortgeschritten zur Zeit, da der neue Versuchsleiter auftauchte. Statistisch gesichert sind vor allem die Tatsachen, daß die «Gestörten» schon bei Frau Wild weniger sprachen*, weniger vergnügt schienen und weniger Interesse für die Versuchsleiterin bekundeten* als die ehemals Gelösten. Diese andererseits waren bei Frau Wild, der alten Bekannten, mit der sie eben noch eine Ovomaltine getrunken hatten, recht heimisch. Und für sie nun bereitete das unerwartete Auftreten eines unbekanntes Mannes eine Überraschung, an die sie sich erst wieder gewöhnen mußten. Für die Schüchternen war also nicht der «Wechsel des Versuchsleiters» die große Zumutung und der Fallstrick, sondern ganz einfach die Tatsache, einem Versuch unterworfen und einem Versuchsleiter gegenübergestellt zu sein.

Dafür ist eines unserer Ergebnisse besonders aufschlußreich, eines, das übrigens auch für die Schulsituation bedeutsam ist. Beide Versuchsleiter hatten, wie gesagt, dem Kinde Fragen gestellt. Dabei wiederholten zwei der von mir vorgebrachten fast wörtlich zwei Fragen von Frau Wild. So erkundigte sich diese zum Beispiel: «Wo muesch du düre, we du i d'Schuel geisch?», während ich fragte: «Wo muesch du düre, we du vo'r Schuel hei geisch?» Auf solch gleichartige Fragen gaben die «Störbaren» bei mir reichlicher Auskunft als bei Frau Wild; wahrscheinlich empfanden sie es als eine Erleichterung, etwas eben Eingebühtes vorbringen zu können. Den Ungehemmten dagegen schien diese Wiederholung schon etwas lästig zu fallen; jedenfalls faßten sie sich bei mir kürzer als bei Frau Wild. Ein anderes Fragenpaar dagegen schnitt zwei ziemlich verschiedenartige Themen an: Frau Wild fragte nach den Beschäftigungen in der Schule und ich nach dem Mittagmenu. Und hier, wo das Kind neu überlegen mußte und sich nicht auf eben Geübtes verlassen konnte, war das Verhältnis gerade umgekehrt. Die «Störbaren» wußten bei mir weniger zu sagen; die «Gelösten» gingen jedoch munter auf das neue Thema los.

Man kann aus dieser Beobachtung eine Lehre für die Schul- und namentlich für eine Examenssituation ziehen: es gibt offenbar Kinder, deren Chance in neuen und beschwerlichen Situationen, bei Proben und Examina dann steigt, wenn sie Eingebühtes und jüngst Aufgefrischtes wieder hersagen können; und daneben gibt es

andere, die auch in solchen beengenden Situationen dann das Beste leisten, wenn sie zu neuem Überlegen angeregt werden. Durchgehend gleiche Haltung des Prüfers im einen oder andern Sinne begünstigt die einen und benachteiligt die anderen. Und zwar scheint es nun, nach unserer Berner Untersuchung, daß dies nicht bloß auf einem Begabungsunterschied beruht, sondern auf einem Unterschied der Persönlichkeitsstruktur, der schon im ersten Lebensjahr sichtbar wird.

Damit kommen wir zum Schluß. Die Frage, die sich unsere Lehrerin gestellt hat, ob «ängstliche» und «scheue» Kinder sich schon als Säuglinge voneinander unterscheiden, kann nach den vorläufigen Ergebnissen unserer Untersuchung klar bejaht werden. Offenbar besteht ein ganz deutlicher Zusammenhang zwischen der im ersten Lebensjahr schon feststellbaren Eigenschaft der «Störbarkeit» und einer ganzen Reihe späterer Verhaltens- und Charakterzüge. Um all das zusammenzufassen, was über die spätere Eigenart «störbarer» Säuglinge gesagt wurde, sprechen wir wohl am besten von «Schwierigkeiten der Anpassung an neue Lebenslagen» oder «Scheu vor unbekanntem Situationen». Offenbar gibt es Kinder, die im Verlaufe ihrer ersten Jahre vor neuen Gegenständen, neuen Räumen, neuen Kameraden, neuen Leuten, neuen Aufgaben, neuen Fragen etwas zurückscheuen und sich zurückziehen; ihnen ist deutlich wohler im Bereiche des Bekannten und Vertrauten. Sie sind abwartend und zurückhaltend. Daß sie dabei weniger heiter sind, manchmal Stimmungen unterworfen und gelegentlich sogar grausam gegen andere Kinder, zeigt wohl an, daß diese Eigenart oft Zustände inneren Drucks entstehen läßt, die eben etwas niederdrücken und die gelegentlich nach Entlastung drängen.

Solche Kinder brauchen wohl – und zwar von allen Anfängen der Erziehung an – eine andere Art der Behandlung als die Gelösten und Ungehemmten, die sich in jeder neuen Situation nach einer ersten Orientierung bald einmal heimisch fühlen. Man muß sie vorsichtiger anfassen, so scheint uns; man darf sie nicht stoßen, nicht zu viel anspornen und schon gar nicht zu erhöhten Leistungen herausfordern, und man soll von ihnen nicht erwarten, daß sie es an Frische, Initiative und Draufgängertum den vielleicht glücklicheren Geschwistern und Schulkameraden gleich tun. Man sollte auf sie warten können und ihnen den Prozeß der Akklimatisation durch geduldiges Einüben erleichtern. Die Schwierigkeiten, mit denen sie überall zu kämpfen haben, scheinen offenbar seit frühester Zeit ihrer Natur zu entsprechen.

Wenn aber diese Unterschiede schon vom ersten Lebensjahre an da sind, so steht dennoch ihre «Angeborenheit» nicht einfach fest. Daß sie in einer bei der Geburt mitgegebenen «Anlage» begründet seien, ist freilich die nächstliegende Erklärungsweise. Neuere psychologische Forscher und Theoretiker bekennen sich aber immer mehr zur Auffassung, daß schon in der allerfrühesten Zeit des Lebens entscheidende Einflüsse wirksam sind und den Charakter des Kindes mitprägen helfen. Dabei denkt man natürlich vor allem an Pflege und Haltung der Mutter. Es gehört zu unseren Zielen, in neuen Untersuchungen auch dieser weiteren Frage näherzurücken, woher die aufgewiesenen Unterschiede stammen.

Nähere Auskunft über unsere Berner Untersuchung finden die interessierten Leserinnen in den Veröffentlichungen von Richard Meili, Agnes Wild-Missong und Urs Pulver, namentlich den beiden ersten Bänden der «Beiträge zur genetischen Charakterologie» (Verlag Hans Huber, Bern, 1957 und 1959), dem Band 18 der «Schweizerischen Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen» (1959), der zweiten Veröffentlichung der Hochschule für Internationale Pädagogische Forschung («Psychologie und Pädagogik», Verlag Quelle u. Meyer, Heidelberg, 1959), und der Dissertation von Agnes Missong, «Verhalten und Charakter drei- bis vierjähriger Kinder» (Bern 1957).